Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 122 (1995-1996)
Heft: 10

Artikel: Vom Schreiben und Abschreiben
Autor: Gernhardt, Robert / Binder, Hannes / Ursch, Günther
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-600666

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WEGE ZUM RUHM

Vom Schreiben und Abschreiben

Robert Gernhardt

Mein lieber Horst,
bevor Du Dich, wie angekündigt, in weitere Leiden stürzt, «um *total* zum Künstler zu reifen», muss ich Dich mit aller Entschiedenheit zurückpfeifen.

Kunst speist sich aus vielen Quellen, das Leid zählt zu den beiläufigeren; wie der GLAUBE (an die Berufung), die HOFFNUNG (dank der Kunst reich und berühmt zu werden) und die LIEBE (zum flotten Künstlerleben) – alles Zuflüsse, die sich moderat ausnehmen neben jenem Hauptstrom, der die Kunst seit Jahrtausenden speist: die Kunst.

Ja, Horst, Kunst kommt von Kunst, Kunst nährt sich von Kunst, Kunst vergeht und aufersteht in Kunst: ein höchst autochthoner Kreislauf, der an selbstregulierte und selbstgenügsame Klimazonen wie den tropischen Regenwald erinnert, der ebenfalls alles an Feuchtigkeit und Dünger produziert, was er zu seiner Fortexistenz benötigt. Doch warum eigene Worte suchen, wenn Georg Christoph Lichtenberg sie bereits vor 200 Jahren gefunden hat: «Man klagt über die entsetzliche Menge schlechter Schriften, die jede Ostermesse herauskommen. Ich sehe das schlechterdings nicht ein. Warum sagen die Kritiker, man soll die Natur nachahmen? Diese Schriftsteller ahmen die Natur nach, sie folgen ihrem Triebe so gut wie die grossen. Und ich möchte nur wissen, was irgendein organisches Wesen mehr tun könne, als seinem Trieb folgen? Ich sage: Seht die Bäume an, z.B. die Kirschbäume, sagt, wieviele Kirschen von den grünen werden da reif? Nicht der fünfzigste Teil; die anderen fallen ab. Wenn nun die Kirschbäume Makulatur drucken, wer will es den Menschen wehren, die doch besser sind als die Bäume? ... Anstatt mich also über die überhandnehmende Schriftstellerei zu beklagen, bete ich vielmehr die hohe Ordnung der Natur an, die es überall will, dass von allem, was geboren wird, ein grosser Teil zu Dünger wird und zu Makulatur, welches eine Art Dünger ist.»

Die Makulatur düngt, die Früchte aber nähren den Esser, zudem kann er aus ihren Kernen weitere fruchttragende Bäume ziehen; bis auf den heutigen Tag haben es Dichter denn auch verstanden, sich mit Geschick die traditionell fruchtbarsten Bücher zunutze zu machen: Die Bibel (Thomas Mann: *Joseph und seine Brüder Band 1-IV;* Joseph Roth: *Hiob;* Robert Gernhardt: *Das Buch Ewald*), die griechischen Sagen und Mythen (James Joyce: *Ulysses;* Jean Cocteau: *Orphee;* Christa Wolf: *Kassandra*), die Artussage (Tankred Dorst: *Merlin;* Christoph Hein: *Die Ritter der Tafelrunde;* Adolf Muschg: *Der Rote Ritter*) – um nur drei besonders ehrwürdige Stofflieferanten zu nennen.

All diese Nachfolgebücher verdanken sich der vollkommen legalen Nutzung von Lesefrüchten, und ein unbefangener Geist wie Goethe fand nichts dabei, Nachbars Garten noch unbedenklicher zu plündern: «So singt mein Mephistopheles ein Lied von Shakespeare – und warum sollte er das nicht?» fragt er am 18. Januar 1825 den wohlweislich stillschweigenden Eckermann. «Warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines *Faust* mit der des *Hiob* einige Ähnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln.»

Freilich, wie der Lateiner sagt – nein, Horst, der sagt nicht *freilich*, der sagt vielmehr: *Quod licet Jovi non licet bovi,* und das bedeutet auf unsere Literaturgeschichte übertragen: Was Goethe erhöhte, bekam Brecht schlecht.

Denn als Bertolt Brecht so ziemlich genau 100 Jahre später ebenfalls Stoff und Details seiner *Dreigroschenoper* bei Kollegen entlehnte, erntete er vom Kritiker Alfred Kerr statt Lob Hohn. Nicht weil er Handlung und Personal von John Gays *Beggars Opera* übernommen hatte, nicht, weil unter einigen Dreigroschen-Songs der Zusatz «Nach F. Villon» stand, sondern weil einige dieser Zeilen «Nach F. Villon» eine verteufelte Ähnlichkeit mit einer Villon-Übersetzung aufwiesen, die ein Herr Ammer zwanzig Jahre zuvor veröffentlicht hatte.

Ihr Herrn, urteilt jetzt selbst: ist das ein Leben?
Ich finde nicht Geschmack an alledem.
Als kleines Kind schon hörte ich mit Beben:
Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm.

So lautete der Original-Ton Brecht, und so heisst es im Original von Villon/Ammer:

Ihr Herrn, urteilt selbst, was mag mehr frommen!
Ich finde nicht Geschmack an alledem.
Als kleines Kind schon hab ich stets vernommen
Nur wer im Wohlstand schwelgt, lebt angenehm.

Kerr höhnt: «Mit ehrfürchtigem Staunen erkennt man: dass der vergriffene K.L. Ammer 1907 geahnt hat, was der Zeitdichter Brecht einst dichten würde» Brecht stöhnt über so viel Ehrpussligkeit: «Es wird eine Erklärung verlangt. Ich erkläre also wahrheitsgemäss, dass ich die Erwähnung des Namens Ammer leider vergessen habe. Das wiederum erklärt sich mit meiner grundsätzlichen Laxheit in Fragen des geistigen Eigentums.»

Sodann geht er zum Gegenangriff über: «Natürlich basiert so ziemlich jede Blütezeit der Literatur auf der Kraft und Unschuld ihrer Plagiate ... Von den grossen sensationellen Fällen, wo es dem Autor glückte, ganze Akte einzuverleiben, wie sie Shakespeare reichlich zu verzeichnen hat, abgesehen, ist ja für den Theaterschreiber jede Äusserung irgendeines Theaterschreibers ebenso als Material begrüssenswert wie die eines *Götz von Berlichingen* oder eines Herrn *Henschel* – also von Dramenhelden eines Goethe resp. eines Gerhart Hauptmann.»

Aber was ist mit Shakespeare? Ist er wirklich jener Meisterplagiator, als welchen ihn Brecht hinzustellen sucht? Auf jeden Fall ist sich die Forschung einig,

ILLUSTRATION: HANNES BINDER

dass er bei der Abfassung seiner Dramen munter alle verfügbaren Plantagen, den Boccaccio, den Chaucer, den Plutarch u.a. geplündert hat – «variiert auf meisterhafte Weise vorgefundene Strukturmuster und Motive» nennt man ein solches Vorgehen in der shakespearehörigen Sekundärliteratur.

Was einer sich herausnehmen darf, hängt nicht zuletzt davon ab, wie genau ihm auf die Finger geschaut wird. Seit Shakespeares und Goethes Zeiten ist die Kontrolle geistigen Eigentums ohne Frage ständig verschärft worden; dennoch darf sich auch heute jeder Dichter bei jedem Kollegen ungestraft bedienen, sofern er sich an zwei Regeln hält: Der Kollege sollte hinlänglich berühmt und das fragliche Werk einigermassen bekannt sein. Als Brecht beim namenlosen und ungenannten Ammer abgriff, war das «Haltet-den-Dieb»-Geschrei gross, als er dagegen folgende Zeilen in seine *Liturgie vom Hauch* aufnahm

Darauf schwiegen die Vöglein im Walde
über allen Wipfeln ist Ruh
In allen Gipfeln spürest du
Kaum einen Hauch

herrschte Schweigen im Blätterwald, trotz der Tatsache, dass Brecht diese Goethenutzung – diesen Goetheklau? – in seinem Gedicht fünfmal leicht variiert wiederholt. Die direkte Übernahme allgemein bekannter Zeilen gilt nämlich nicht als Plagiat, sondern als Zitat: Ebenso legitim ist der Gegengesang, besser bekannt unter seinem griechischen Namen «Parodie».

Fragen eines lesenden Arbeiters heisst ein berühmtes Gedicht Bert Brechts aus den Jahren der Emigration:

Wer baute das siebentorige Theben?

heisst es da und,

Der junge Alexander eroberte Indien.
Er allein?
Cäsar schlug die Gallier.
Hatte er nicht noch einen Koch bei sich?

Und es schliesst:

Jede Seite ein Sieg.
Wer kochte den Siegesschmaus?
Alle zehn Jahre ein grosser Mann.
Wer bezahlte die Spesen?
So viele Berichte.
So viele Fragen.

Soweit Brecht 1935. Und so klang das 1981 bei mir:

Fragen eines lesenden Bankdirektors

Der grosse Julius Cäsar eroberte Gallien –
was der alles um die Ohren hatte!
Lukullus bezwang die Thraker –
und dann hat er ja auch noch hervorragend gekocht!
Bischof Beutel baute den Kölner Dom –
das muss ein unheimlich dynamischer Geistlicher gewesen sein!
Jedes Jahr ein Sieg –
wo ist eigentlich mein Terminkalender?
Alle zehn Jahre ein grosser Mann –
wo mein Terminkalender ist?!
So viele Fragen –
Ach, da ist er ja! Wenn man nicht alles selber macht!

Ja, auch das ist statthaft (jedenfalls hat noch keiner der sonst so adleräugigen Brecht-Erben unter Hinweis auf lyrischen Gebrauchsmusterschutz an mein Portemonnaie geklopft, und bei Dichtern, die länger ais siebzig Jahre tot sind, ist Polen ohnehin offen: Zu diesem Zeitpunkt nämlich erlischt das Urheberrecht. Doch vermutlich hätte Joseph von Eichendorff auch zu Lebzeiten wenig gegen die Methode einzuwenden gewusst, dank derer ich mit Hilfe der Anfangs- und der Schlusszeile eines seiner schönsten Gedichte nicht nur ein neues, eigenes Gedicht, sondern eine ganz neue Gedichtform entwickelte, den von mir so getauften «lyrischen Sandwich».

Dämmerung will die Flügel spreiten,
Schaurig rühren sich die Bäume

so beginnt Eichendorffs Gedicht *Zwielicht*, und so lauten die beiden letzten der insgesamt sechzehn Zeilen:

Manches bleibt in Nacht verloren –
Hüte dich, bleib wach und munter!

Zwielicht, lieber Horst, ist mir von Eichendorffs Gedichten immer besonders teuer gewesen, dennoch konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, zwischen die erste und die letzte Zeile die folgende neue Füllung einzuschmuggeln – ein Koch würde von einer «Farce» sprechen:

Dämmerung will die Flügel spreiten,
wird uns alsobald verlassen,
willst du ihren Flug begleiten,
musst du sie am Bürzel fassen.

Freilich, mancher, der so reiste,
fiel aus grosser Höh' hinunter,
weil er einschlief und vereiste.
Hüte dich, bleib wach und munter.

Zu zwei Sätzen zu Eichendorff nennt sich dieses Füllwerk, andere meiner Gedichte sind überschrieben *Zu einem Satz von Mörike, Auf der Fahrt von Ringel nach Natz notiert* oder *Terzinen über die Vergeblichkeit, nach Kuno von Hofmannsthal* – und dabei handelt es sich um das möglicherweise fragwürdigste Beispiel meiner Annexionslyrik.

Terzinen über Vergänglichkeit hatte Hugo von Hofmannsthal jene tiefsinnigen Verse betitelt, die also beginnen:

Noch spür ich ihren Atem auf den Wangen:
Wie kann dass sein, dass diese nahen Tage
Fort sind, für immer fort, und ganz vergangen?

Und so beginnen meine Terzinen:

Noch spür ich ihren Dingens auf den Wangen,
Wie kann das sein, dass diese nahen Tage
Dings sind, für immer fort und ganz vergangen?

So endet Hofmannsthal:

Dann: da ich auch vor hundert Jahren war
Und meine Ahnen, die im Totenhemd,
Mit mir verwandt sind wie mein eignes Haar,
So eins mit mir als wie mein eignes Haar.

Und so ende ich:

Dann: dass ich auch vor Jahren hundert war
Und meine Ahnen, die im roten Hemd
Mit mir verdingst sind wie mein eignes Haar.
So dings mit mir als wie mein eignes Dings.

Horst, ich würde niemandem ins Wort fallen, der diese Zeilen mit dem Satz abtut: Das vergessen wir mal lieber ganz schnell. Dass das, was ich den Gedichten

angetan habe, nicht justiziabel ist, ersiehst Du aus der Tatsache, dass ich noch immer auf freiem Fuss bin. Aber es gibt ja auch so etwas wie geistigen Anstand und literarische Sitte – habe ich etwa gegen die verstossen, gar ästhetische Schuld auf mich geladen?

Diese Gedichte finden sich im 1981 erschienenen *Wörtersee;* 1985 stiess ich auf eine unerwartete Verteidigungsschrift, ein Buch, das Andreas Thalmayr alias Hans Magnus Enzensberger just als Auftaktband der *Anderen Bibliothek* herausgegeben hatte: *Das Wasserzeichen der Poesie oder die Kunst und das Vergnügen, Gedichte zu lesen* – es könnte auch heissen: *und das Vergnügen, Gedichte zu zerstören,* was gleichbedeutend ist mit dem *Vergnügen, Gedichte zu machen:*

«Die einzig richtige Art, ein Gedicht zu lesen, gibt es nicht», heisst es im Nachwort. «Damit soll nichts gegen die Arbeit der Philologen gesagt sein. Aber ihre Treue ist nur eine unter vielen Möglichkeiten, die wir haben, einen Autor beim Wort zu nehmen. Man kann ihn auch nacherzählen, oder rückwärts lesen, oder verspotten, oder bestehlen, oder weiterdichten, oder übersetzen . .. Lesen heisst immer auch ... zerstören und wieder zusammensetzen. Dabei entsteht allemal etwas Neues. Ein Klassiker ist ein Autor, der das nicht nur verträgt; er verlangt es; er ist nicht totzukriegen durch unsere liebevolle Rohheit, unser grausames Interesse.»

Machen Dir diese Zeilen Lust, bei diesen Spielen mitzutun? Dann haben sie zumindest *den* Zweck erfüllt, daran zu erinnern, dass das leidige Literatenleben auch seine lustigen Seiten hat und das lebenslange Literaturmachen sowieso. Lach mal wieder! Das wünscht Dir Dein Lebenshelfer und Patenonkel Robert G.

PS: Ja, es gibt Tricks zur Pseudonymbildung. Eduard Schmidt beispielsweise, ein in der ersten Jahrhunderthälfte sehr erfolgreicher Autor, kombinierte Vor- und Nachnamen und wurde als *Kasimir Edschmid* bekannt.

Dass *Igor Hostreugöbel* einen ähnlichen Erfolg hätte, darf bezweifelt werden. Ob Du mit einer rabiaten Zusammenziehung wie *Igor Hobel* besser fahren würdest? Oder mit der äussersten Verknappung *Igel*? Ich habe da so meine Bedenken...